

H.U. Grubenmann-Feier, 25. August 2009 in der Grubenmann-Kirche Teufen

## Zurück in die Gegenwart

Wer Grubenmann ernst nimmt, baut seiner Gestaltungskraft  
eine Brücke ins 21. Jahrhundert

*Mit ungenierten Gedanken von Ludwig Hasler, mit versöhnender  
Musik von Noldi Alder*

Man glaubt es kaum, doch es gab eine Zeit, da war Hans Ulrich Grubenmann regelrecht lebendig, er stand mit kräftigen Beinen auf dem Boden, nicht auf dem Sockel, ein wetterfester Handwerker, ein umtriebiger Unternehmer, unerschöpflich in seiner Erfindungskraft, selbstbewusst, zielstrebig, frech; seine Bauten waren frisch und umstritten, nicht schon gefeiertes Kulturgut. Zum Beispiel 1758, als die Brücke über den Rhein in Schaffhausen eingeweiht wurde, 119 Meter ohne Stütze über das Wasser gespannt. Nur zwei Jahre zuvor, 1755 (Immanuel Kant doktoriert gerade, in Lissabon zerstört ein Erdbeben 100 000 Menschenleben, Voltaire und Rousseau streiten sich über die Güte oder Stumpfsinnigkeit der Natur, Mozart wird grad gezeugt), also 1755, da war diese geniale Brücke noch nicht einmal Gegenwart, sondern pure Zukunft, sie nahm erst Gestalt an im Dickschädel des Hans Ulrich Grubenmann. War Entwurf, Idee, Wille, Vorstellung.

Die Welt als Wille und Vorstellung. Nicht schon vollmöbiliert. Dahin will ich zurück, darauf will ich hinaus. Zurück zum Schöpferakt. Nicht um Ihnen darzulegen, was genau sich in Grubenmanns Kopf dabei abspielte. Das müssten Berufenere tun, Grubenmann-Profis wie Rosmarie Nüesch. Mir geht es um unsere, um Ihre Köpfe. Ich weiss, es gilt Grubenmann zu feiern. Doch ihn feiern heisst auch, ihn ernstnehmen. Grubenmann ernstnehmen kann nicht nur heissen, seine Bauten verehren. Wir müssen auch seine Art mögen, und eine Art mögen kann nur, wer ein bisschen von derselben Art sein will. Kennen Sie das nicht auch? Sie haben was Überzeugendes geschafft und werden von Krethi & Plethi gelobt. Irgendwann runzeln Sie die Stirn, Sie denken, was bildet sich der Kerl eigentlich ein, hat der auch nur einen blassen Schimmer, was es heisst, so etwas zu bewerkstelligen? Sehen Sie: Das Rühmen und Lobpreisen und Feiern setzt voraus, dass wir gewillt sind, etwas von Grubenmanns Mentalität in unserer eigenen Mentalität fortzupflanzen. Sonst ähnelt dieses Grubenmann-Jubiläum der Geburtstagfeier des übermächtigen Grossvaters; die Enkel halten eifrig Tischreden, versichern, wie toll und erfinderisch und unternehmerisch der Alte gewesen sei, sie selber aber rühren sich nicht, ruhen sich aus im Windschatten des grossen Alten, sie feiern ihn, damit etwas von seinem Glanz auf sie falle.

Ich spreche zu Ihnen, nicht über Sie. Ernst ist mir trotzdem damit: Grubenmann feiern bedeutet: seinen „Geist“ ehren. Das gelingt nur, wenn wir möglichst viel von diesem „Geist“ in die Gegenwart retten, seiner bewunderten Gestaltungskraft eine Brücke in die heutige Welt bauen. Sonst bestaunen wir ein Denkmal. Was nicht verboten

ist, bloss gratis. Und wie ich Grubenmann zu kennen glaube, knurrte er vom Himmel herunter: Macht doch selber mal was Staunenswertes! Recht hätte er. Oder kann man stolz sein auf etwas, wofür man nichts kann?

Also. Grubenmanns „Geist“ beleben. Leicht gesagt. Was ist das für ein Geist? Ein barocker. Barocktypen sind zwiespältig. Sie lieben das Leben – und kennen seine Vergänglichkeit. Sie machen sich keine Illusionen über die Durchzogenheit irdischer Existenz – und wollen sie eben darum zum Fest machen. Sie verzaubern das Diesseits, gerade weil sie es für flüchtig halten. Sehen Sie diese Kirche. Kein barocker Prachtbau, eher ein eleganter Festsaal, worin die Sinne vergnügt werden, die Seele ins Staunen gerät. Das macht das Weitgespannte, das Offene, Lichte, das Säulenfreie, Krückenlose. Es vertreibt uns die Alltagsmickrigkeit, die kleinkarierte Mentalität, die sich überall abstützen muss. Hier werden wir frei, beschwingt, gesammelt. Hier ahnen wir, was es bedeuten könnte, ein Mensch zu sein, fühlen uns aufgerichtet, verstehen kaum noch, wie armselig wir den Tag durchbrachten, gefangen in Verrichtungen, kleinen Sorgen und Begierden.

Friedrich Schiller nannte dies die „ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“: den Menschen nicht über Moral und Verstand in Form bringen, sondern über die Sinne. Darum waren und sind Baumeister so wichtig. Auch Musiker rücken uns zurecht. Wer nicht in Hochform aufläuft, wenn Noldi Alder aufspielt, hat seine Menschenseele aus Versehen bekommen. Nur, der Noldi ist mit seiner Geige nicht pausenlos um uns herum, während die Häuser, die

Brücken, die Kirchen immerzu da stehen, wie die Kulisse unseres Lebenstheaters. Und diese gebaute Kulisse ist schon das halbe Theater, die Art der Kulisse entscheidet, in welchem Theater wir spielen: in einem bedrückten Trauerspiel, in einem melancholischen Endzeitstück, in einem biederem Schwank – oder in einem animierten Festspiel. Menschen sind keine selbständigen Geister, wir richten uns nach dem, was unsere Sinne beeindruckt. Wir passen uns an die Aussenreize der Alltagskulissen an. Wirken diese hell, anregend, reizend..., leben wir auf, angeregt, vergnügt, neugierig. Wirken die Kulissen stumpf, eintönig, spiessig..., stumpfen wir ab, schrumpfen oder rasten aus.

Grubenmann war auf das Festspiel aus. Seine Architektur kommt mir vor wie eine einzige Dramaturgie zur Hebung des menschlichen Selbstverständnisses: mehr Stolz, mehr Selbstbewusstsein, mehr Schwung, mehr Beschwingtheit. Wer diese Kirche betritt, hört auf, ein Trampel zu sein, nimmt Haltung an, äusserlich wie innerlich. Sursum corda. Empor die Herzen. Wir atmen durch. Der Geist wird frei.

Wir könnten jetzt von Strukturen reden, vom Längsrechteck, von der Decke, die im Mittelfeld flach ist, also nicht schnurstracks ins Überirdische weist, sondern sehr weltlich ruht, an den Rändern aber über Hohlkehlen von den Wänden abgehoben ist. Usw. Mir geht es um den „Geist“, um Geste und Dramaturgie. Am Anfang jeder Grosstat steht nicht eine Methode, sondern eine Haltung. Auch bei Grubenmann war es nicht die Technik. Unter Zimmerleuten und Brückenbauer war seit langem bekannt, dass man die Kraft der

Balken verstärkt, wenn mehrere durch Verzahnung übereinander gefügt werden. Grubenmann hat diese Methode perfektioniert, nicht erfunden. Was ihn auszeichnet, ist etwas anderes: ein ganz unprovinzieller Elan, ein Wille zum Grossgespannten, zum Leichten, Schwebenden. Darin steckt ein bestimmtes Verhältnis zur Welt, nach dem Motto: Das kann es doch nicht schon gewesen sein, was die Väter uns übergaben: vierschrotige Brücken, düstere Kirchen, muffige Häuser. Grubenmann wollte weg vom Stickigen, Schwerfälligen, Stützungsbedürftigen. Diese Haltung wäre zu feiern, zu übernehmen: eine Ungenügsamkeit im Bestehenden, eine Unerschrockenheit gegen das Plumpe, Festsitzende, Verhockte, eine Sehnsucht nach einer freieren, offeneren, helleren Welt.

Woher kam diese Sehnsucht? Woher nahm der Mann – ein Autodidakt, kein Studierter, stets im eigenen Auftrag unterwegs – seinen Formwillen? Man weiss es nicht. Um so besser, ich darf spekulieren. Zum Beispiel so: Namen, sagt Spinoza, sind Schicksale. Grubenmann, welch übler Name. Grubenmann, eine Lebenshypothek – und ein grossartiger Ansporn: Raus aus der Grube! Kein Wunder, verneinte Grubenmann nach Kräften alles Grubenhafte, arbeitete ruhelos am Gegenwurf: elegante Bögen, schwebende Brücken, stattliche Häuser, prachtvolle Kirchen. Er hätte sich auch auf Heuwagen oder Scheunen spezialisieren können, doch damit wäre er nie über die Grube hinweg gekommen. Er schuf sein Werk gegen den Grubengeruch. Für eine Existenz an der Luft, im Licht, im Glänzenden. Dafür entwickelte er sein stupendes Formbewusstsein, seine Gestaltungskraft, seine Lust zu repräsentieren. Ja, gerade dies: eine Repräsentationslust. Die

übersieht man leicht bei Grubenmann, vielleicht, weil immer diese Episode aus dem Jahre 1781 herumgeboten wird, als der Engländer William Cox den „berühmten Baukünstler“ Grubenmann besuchte, worauf der antwortete: „Hier seht ihr halt einen Bauern.“ Reine Koketterie. Typisch appenzellisches Understatement. Mag ja sein, der Mann hatte bescheidenen Züge, in seinem Werk war er komplett unbescheiden, ungenügsam, also unbäuerisch. Er strebte nach oben, Schwung statt Erdanziehung, überwand die Schwerkraft mit Mitteln stilistischer Eleganz.

Brauchen wir zum Leben Eleganz? Nicht unbedingt. Es geht auch ohne. Allerdings dumpfer, ärmer, bodenverwachsener. Grubenmann muss sie gehasst haben, diese erdschollige Trägheit, diese verknorzte, naturwüchsige Bodenkriecherei. Immanuel Kant, sein Zeitgenosse, sagte: „Von Natur ist der Mensch faul und feige.“ Grubenmann hätte ihm zugestimmt. Kant suchte dem Menschen die angeborene Faulheit und Feigheit mit philosophischem Denken auszutreiben. Grubenmann tat es mit seiner Architektur. Das Ziel war für beide dasselbe: Mündigkeit, senkrechter Gang, aufgehellter Horizont.

So weit meine kleine Fantasie über Hans Ulrich Grubenmann. Jetzt aber: Wie steht es mit dieser Haltung heute? Bei Ihnen, Grubenmanns Nachfahren? Meine vorsichtige Einschätzung: Mit ehrgeizigem Formbewusstsein übertreiben Sie es nicht. An Repräsentationslust geht dieser Kanton nicht zugrunde. Das Appenzellerland macht mir, rein äusserlich, den Eindruck genügsam wohliger Biederkeit. Pardon, aber es war so angekündigt:

„ungenierte Gedanken“. Dem alten Grubenmann kann man alles anhängen: Halsstarrigkeit, Knorrigkeit, Kotzbrockigkeit gar – nur nicht Biederkeit. Liegt es daran, dass er, den wir heute feiern, noch nichts zu feiern hatte, sondern ingeniös schaffen, erschaffen musste, was uns heute feierlich stimmt? Dass er aus der Grube kam, dem Eingelochtsein, dem er partout einfliehen wollte? Während wir uns heute an dem delectieren, was er leistete – und darüber leicht vergessen, dass wir, trotz der Eleganz dieser Kirche, längst wieder in einer Art Grube sitzen, festgezurt in Routinen und Konventionen, nur dass wir die Grube nicht wahrnehmen, weil wir so gemütlich drinsitzen. Grubenmann, entschieden ungemütlich, widerstrebte allem, das ihn am Boden festhielt, und eben diese Unduldsamkeit begabte ihn zur Meisterschaft. Das Schöpferische kommt aus dem Unbehagen, nicht aus dem Wohlfühlen. Aus Unbehagen an der Gegenwart.

Und nun vermute ich: Ihnen, den aktuellen Appenzellern, fehlt dieser Grubengroove. Sie sitzen auf lieblichen Hügeln, rund um Sie Friede, Freude, Kuhgeläute. Es ist Ihnen wohl. In Ihrer Haut. Im Land. Das Appenzellersein, ein reiner Glücksfall, von aussen applaudiert, im Innern gehätschelt. Das Appenzellerland, ein Sehnsuchtsort, für viele gar ein magisches Land. Die Homepage von Kanton AR und [www.appenzellerland.ch](http://www.appenzellerland.ch) verströmt paradiesische Ruhe: keine Spur von Hektik oder politischem Streit oder wirtschaftlichen Knörzen. O nein. Alles in Butter, so, wie Gott es sah, als er am siebten Tage vergnügt die Hände rieb über sein gelungenes Schöpfungswerk: sanfte Landschaften, friedliche Kühe, gwerchige Bauern,

farbenfrohes Brauchtum. Der Clou, das Motto darüber: „Als wäre die Zeit stehen geblieben“.

Das muss man sich leisten können. Rundum gesellschaftliche Turbulenzen, Modernisierungserenne, Turbokapitalismus, Bankencrash. Hier steht die Zeit still. Ich kann das bestätigen. Fuhr kürzlich von St. Gallen nach Trogen, sah unterwegs ein paar Häuser, die vermutlich einmal glänzten, heute halten sie sich mühsam und glanzlos aufrecht, ich sah einzelne Bauernhöfe, wie der Heimatschutz sie liebt, entschieden häufiger sah ich architektonischen Pfusch der vergangenen Jahrzehnte, lieblos hingeknallt, bieder, seelenlos, null Rücksicht auf Nachbarschaft und Geschichte. Wovon ich rein gar nichts sah: Zeichen einer Modernität, Bauten, die anzeigen würden, dass hier jemand auf der Höhe der Zeit ist, vielleicht sogar mit Zukunft etwas im Sinne hat, Anschluss an die übrige Welt sucht. Dann in Trogen, beeindruckende alte Bausubstanz, Zellweger-Komplex, clever renoviert; die Kantonsschule, Chapeau, gelungene Kombination von modern und vorgebirgig. Schliesslich das erste „Minergie-Eco“-Wohnhaus der Schweiz, Donnerwetter, schont die Umwelt, achtet auf die Gesundheit der Bewohner, sogar gefällig anzuschauen. Immerhin. Ja, ich will nicht nur meckern. Aber dann, zurück von der Kantonsschule, kam ich vorbei am Honnerlagschen Doppelpalast, 1763 erbaut, vermutlich von Hans Ulrich Grubenmann. Und muss Ihnen jetzt sagen: Dieser massive viergeschossige Steinbau mit dem mächtigen Walmdach, so grosszügig, so einladend, so elegant, sticht alles Andere fulminant aus, das Neuere und Neueste. So dass ich mich frage: Ist dieser Grubenmann, 300 geworden, noch immer der

Modernste im Land? Der Freieste, Frechste, Unerschrockenste?  
Grubenmann, bis heute der Appenzeller Avantgardist?

Wenn das so wäre: Dann müssten wir diesen Grubenmann erst recht feiern. Wenn auch schlechten Gewissens. Weil es ausser ihm nichts zu feiern gibt. Weil mit ihm der innovative Elan ins Grab sank. Abgesehen von solitären Zuckungen der Moderne, etwa der Badeanstalt Heiden, sensationeller Bauhaus-Stil, gedacht für Durchreisende, Destination Höhenkliniken à la Zauberberg im Engadin. Phänomenal, leider auch Vergangenheit; Tuberkulose, wo es sie noch gibt, heilt man heute einfacher.

Ich bin auf der Suche nach der „Tradition der Innovation“, dem Leitmotiv dieses Grubenmann-Jahres, nach Zeugen der Appenzeller Zukunftstauglichkeit. Grubenmann schob das Appenzellerland kräftig ins Futur. Doch seither? Ich weiss, das Reka-Dorf in Urnäsch. Preisgekrönt, mit gutem Grund. Gefällt sogar mir. Dass es von Vorarlberger Architekten gebaut ist, egal. Hauptsache, die Bauherren haben Geschmack. Ein Feriendorf auf der Höhe der Zeit.

Doch sonst? Hoffentlich übersehe ich etwas. Ich komme von draussen. Mein Aussenblick ist grobmaschig, urteilt unsensibel. Zum Beispiel so: Das Reka-Feriendorf ist okay, doch erstens sind Ferien nicht schon das Leben, zweitens hat Ihr Kanton den Anschluss an den modernen Tourismus sowieso verschlafen. Hat auch seine Vorteile. Man bleibt unter sich. Muss nicht zu Dienstleistern werden. Für den Service taugen Sie eh nicht: zu knorrig, zu eigensinnig, zu alpin. Die Frage ist dann nur: Wovon wollen Sie leben?

Zu Grubenmanns Zeiten war das klar: Kirchen, Brücken, Herrenhäuser. Das Leben war, grosso modo, agrarisch organisiert. Der gesellschaftliche Aufschwung aber kam vom Handel. Der Handel brauchte Verkehrswege (Brücken), selbstbewusste Unternehmer (stattliche Häuser). Brauchte ein aufgeklärtes Bewusstsein (lichte Kirchen). Architektur war nie eine Sache für sich. Sie gestaltet die Räume, in denen die Gesellschaft aufbricht – oder einduselt. Grubenmann hat, im 18. Jahrhundert, die Appenzeller Räume weit geöffnet für eine fortschrittlich aufgeklärte Gesellschaft, die über ihre lokalen Grenzen hinaus wirken und verdienen wollte.

Seither verharret, in meinem Weitwinkel, das Appenzellerland in sich selbst. Es gefällt sich selbst so herzlich wohl. Kann ich sogar verstehen. Auch ich mag das Land, mag Leute hier. Ich schmelze metaphysisch, wenn ich diese Streichmusik höre, die Silversterchläuse sehe, den Alpaufzug, bei Noldi Alder sowieso. Die besagte Fahrt nach Trogen hat mich irritiert. Dieser Mief, diese Reglosigkeit in einem offensichtlichen Verfall. Zeichen einer äusseren Formlosigkeit, um nicht zu sagen: einer Art Verwahrlosung. Akkurat, als wäre die Zeit still gestanden. Was passiert, wenn die Zeit still steht? Der Zahn der Zeit macht sich an die Arbeit.

Sie werden einwenden: Aber manche Dörfer sehen doch ganz proper aus. Recht haben Sie. Doch gerade dort, wo vieles noch ansehnlich und anheimelnd aussieht, müsste Grubenmanns Geist aufleben. Ein Geist fürs Futur. Einer, der klar sieht: An der Gegenwart frisst der

Wurm, nagt der Zahn der Zeit. Ein Geist, für den das ordentlich Gute der Feind des Besseren bedeutet.

Dieser Geist braucht eine aufgefrischte Kulisse, eine, die auch die junge Generation animiert, sie glauben macht, hier finde das Leben statt, nicht bloss Vergangenheit. Nicht dass Sie Ihre Eigenart, Ihre geschichtliche Besonderheit auf die Halde kippen, jede globalisierte Mode mitmachen. Bloss das nicht. Doch eine Eigenart bleibt nur so lange stark und lebensfähig, wie sie es sich zutraut, das, was sich draussen bewegt, aufmerksam zu verfolgen, das eine und andere zu übernehmen, es mit der eigenen Art zu durchdringen.

Es ist mit der Liebe zur Geschichte wie mit der Liebe überhaupt. Sie braucht, um dauerhaft zu werden, Affekte und Haltungen, die sich widerstreiten. Auf der einen Seite müssen wir die Wunsch- und Idealbilder vom geliebten Objekt jederzeit hervor zaubern.

Andererseits müssen wir dieses geliebte Objekt mit Zügen der neuen Realität mischen, versöhnen. Anders gibt es gar keine Geschichte. Für das eine, das Bewahren, ist der Heimatschutz zuständig. Fürs andere, das Erneuern, braucht es eine kräftige Vitalisierung Gubenmannscher Mentalität.

Ich will, gegen Schluss, skizzieren, wie ich mir – ganz ungeniert – diese Vitalisierung vorstelle: 1. als Modernisierung der Bauerei, 2. als Aufmischung der Mentalität.

Zunächst die Modernisierung des Bauens. Innovation schafft man selten alleine. Sie läuft, fast immer, auf Adaption hinaus. Etwas

Fremdes übernehmen und ins Eigene einbauen. Innovation als Bereicherung des Eigenen durch das Fremde. Bei der baulichen Innovation wäre das keine Hexerei, es reicht, mal bei den Nachbarn Vorarlberg und Bündnerland vorbei zu sehen. Dort hat sich eine Architektur etabliert, die Mass nimmt an heimischen Traditionen (Materialien, Formen) – und gleichzeitig den Anforderungen moderner Lebensart gerecht wird.

Es wäre nichts Neues. Lesen Sie mal die köstliche Schrift „Das Appenzellerhaus und seine Schönheiten“ von Salomon Schlatter, dem Architekten (und ersten Grubenmann-Forscher), 1922 herausgegeben vom Heimatschutz AR. Darin steht unter dem Titel „Die richtige Erkenntnis dessen, was zum Land passt“: „Wir sahen an den alten Häusern, wie ihre Erbauer die im Lande vorhandenen Baumaterialien in ausgezeichneter Weise zu verwenden und verarbeiten wussten: die schönen Sandsteine zu Sockel, Fenster- und Türeinfassungen, das Holz zur Strickwand, zu Schindel, zur Täferung und Möblierung, wie sie denselben die zweckmässigen und zugleich schönen Formen zu geben wussten. Wir sahen auch, wie sie ursprünglich fremde Formen, z.B. das Mansardendach, aufnahmen, aber in ihrer Art so zu verarbeiten wussten, dass sie zu ihrem Land und Wesen passten, gleichsam ins gut Appenzellische übersetzten. Sie taten das aber in weiser Auswahl. So nahmen sie z.B. weder das italienische flache Dach, noch den eisernen Balkon, noch die städtischen Erker und Türmchen bei sich auf.“ Weiter im Text: „So müssen wir die Überfülle von Fremdem und Neuem, die heutzutage von allen Seiten heranflutet und angepriesen wird, mit scharfer Kritik daraufhin ansehen, ob sie zu uns passt und sich unserm Bau-

und Landescharakter einfügen lässt. Nicht einfach ablehnend allem gegenüber, nach dem alten Wort „Mer wönd nütz Neu`s, oms Guggers nüd“, sondern nach dem andern „Prüfet alles und behaltet das Beste.“ Dabei fällt nun allerdings manches von vornherein unbedingt weg: Bachsteinrohbau an Haus und Stall und Kamin, Blechwandverkleidung, Eternit, nicht im allgemeinen, nur in Form der grossen übereck gestellten Tafeln, Schieferdach, flaches Dach, Eisenkonstruktion...“ 1922.

2009. Zwei Kriterien können Sie glatt übernehmen: 1. Prüfet alles und behaltet das Beste; Voraussetzung ist freilich, dass man erst alles kennt, oder doch manches, ich finde, die Kenntnis der phänomenalen zeitgemässen Holzbauten im Vorarlberg, im Bündnerland wäre fürs erste genug. Behaltet das Beste, rettet es herüber in die eigene Tradition. 2. Das Beste ins gut Appenzellische übersetzen. Fragt sich bloss noch: Was ist das, das gut Appenzellische? Auch das Appenzeller Leben hat sich verändert. Wer will noch in geduckter Haltung ins Haus treten? Wer will noch sticken? Diese Gattung stirbt aus. Die aktuelle Generation macht, was sie überall auf der Welt tut: Internetsurfen, Popmusik hören, schlimmerenfalls Musikantenstadel. Die Jungen arbeiten, was es heute halt zu tun gibt: Informatik, Kommunikation, Gesundheit, Chips, High-Tech etc. Dazu brauchen sie keine Bauernhäuser, sondern lichte, frische Wohnungen und Arbeitsplätze, die nach Gegenwart aussehen – und, im besten Falle, den Kontakt zur Appenzellischen Herkunft wahren. Wenn dieser Aufbruch nicht passiert, hängt das Appenzellerland ab, es wird unattraktiv für die Jungen, die Zukunftserpichten. Es bleibt der Sehnsuchtsort, für

Rückzugsfreaks vielleicht, notorische Molke- und Teetrinker – sicher nicht zum zeitgemässen Leben, zum modernen Arbeiten. Ohne energische bauliche Innovation wird das Grubenmann-Feiern zur Heuchelei, zur Ersatz-Ideologie, zur Ausrede dafür, dass heute vernachlässigt wird, was er im 18. Jahrhundert vorbildlich tat: die bauliche Kulisse frech auf die Höhe der Zeit bringen – damit das gesellschaftliche Theater darin eine Zukunft hat.

Grubenmann war radikaler. Als er 1774 gebeten wurde, diese Kirche zu reparieren, schlug er aus, sagte, es sei schade, was man an ihr verflicke, man solle das Baufällige niederreißen. So beschloss man den Neubau, der unzimperliche Grubenmann bekam 3300 Gulden plus Trinkgeld.

Sodann: Innovation als Aufmischung der Mentalität. Mit dem innovativen Bauen wäre viel getan. Nicht alles. Es braucht auch die aufgelockerte Mentalität: sesshaft in der Herkunft, neugierig auf andere Lebensstile. Appenzeller sind ja so schrecklich neugierig – und auffällig skeptisch gegen alles, was von aussen kommt. Warum? Eine Portion Blutauffrischung wäre nicht das Übelste. Vielleicht sind Sie allzu ordnungserpicht. Wer Innovation will, muss auch die Scherereien in Kauf nehmen. Mit Albert Einstein zu sprechen: Ohne Ordnung kann nichts bestehen, ohne Chaos kann nichts entstehen. Also mehr Chaos. Woher kommt das Chaos? Von den Unangepassten, den Schrägen, den Spinnern. Grubenmann war so einer. Er setzte sich durch, weil er in der geachteten Zimmermanns-Dynastie heranwuchs. Dynastien gibt es heute nicht mehr. Die Frechen treten vereinzelt auf.

Wie hält es das Appenzellerland mit ihnen? Inzwischen weiss man auch hier: Über die Runden kommt man nur dank der sogenannten Kreativen. Wie zieht man kreative Typen an? Politisch betreibt der Kanton AR Standortwettbewerb wie überall in der Schweiz: durch Steuervorteile. Nichts gegen reiche Leute, nichts gegen anschwellendes Steuervolumen. Zukunft aber bringen nicht die Reichen, die sind ja schon satt an der Gegenwart. Eher die Hungrigen, Wilden, Unruhigen, die nicht schon perfekt Eingehäuselten. Überall in der modernen Welt zeigt sich: Attraktiv sind Regionen und Städte mit hohem Anteil sogenannter Kreativwirtschaft – und umgekehrt. Sogar New York, jahrzehntelang die Nummer eins im Ranking der innovativen Vibrationszentren, rutschte letztes Jahr auf Rang 9 ab, weil die Stadt zu einseitig auf die Finanzbranche setzte; die Dominanz der Finanzleute trieb die Lebenshaltungskosten in die Höhe, gefährdete die Vielfalt der Lebensstile – und vertrieb Künstler und Bohemiens, was die Stadt auch für andere kreative Branchen unattraktiv machte: Modedesigner, Filmemacher, Medienleute, Softwaredesigner, Internet- und Hightech-Unternehmer. Solche Leute müssten Sie anziehen, Sie hätten gute Chancen, im digitalen Zeitalter brauchen die nicht alle in Zürich West zu sitzen, die schätzen durchaus den Blick aufs Appenzellerland plus günstigere Lebenskosten. Aber sie brauchen zeitgemässe Kulissen – und Gleichgesinnte. Kreative ziehen Kreative an.

Darum müssten Sie die einheimischen Traditionsaufwähler besser behandeln. Wie lange dauerte es, bis hier – bloss zum Beispiel –

Roman Signer auch nur wahrgenommen wurde? Dabei durchlüftet gerade Signer mit typisch appenzellischer Listigkeit unsere Köpfe. Zum Beispiel seinem wunderbaren Projekt „Piaggio auf der Schanze“. Sprungschanze bei Zakopane, der Piaggio nimmt Anlauf, hebt ab ins Bodenlose, Ungewisse... Wie landet er? Wer weiss. Aber wenn das Lieferwägelchen in die Luft geht: Warum dann nicht wir? Wer die Schwerkraft nicht hin und wieder überlistet, bleibt hocken. Da können wir das Herkömmliche noch so liebevoll pflegen. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Individuell. Regional. Abheben setzt voraus: eine Lockerheit zur Vergangenheit, ein Humor zur Gegenwart, eine Lust an Zukunft. Die Kunst des Schwebens.

Kann man bei Roman Signer lernen. Bei Hans Ulrich Grubenmann. Bei ihm darf man sich bloss nicht in seine raffinierte Statik verbeissen. Wichtiger ist, worauf er mit seinen statischen Künsten abzielte. Er wollte die Gesellschaft aus ihrer statischen Selbstgenügsamkeit heben. Diesen Geist muss revitalisieren, wer Grubenmann feiern will.

Noldi Alder mit seinen Musikanten macht es Ihnen jetzt vor. Es ist mit der Musik wie mit dem Leben. Wer die Musik bloss abspielt, ist schon halbtot. Wir müssen mit Musik aufspielen. Mit dem Leben dito.

---

Grubenmann.doc

lhasler@duebinet.ch

